

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1849) Unterhaltungsblatt**

45 (10.6.1849)

# Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 10. Juni 1849.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandeker.

N<sup>ro</sup>. 45.

## Die Prophezeiung.

(Fortsetzung.)

Acht Tage nach den eben mitgetheilten Begebenheiten und dreizehn Wochen, nachdem die Bevölkerung von London das Haupt einer königlichen Gemahlin Anna Boleyns, auf dem Schaffot hatte fallen sehen, ergözte dieselbe Bevölkerung sich an einer Reihe von Festlichkeiten, welche die Vermählung ihres Königs mit Katharine Howard im Gefolge hatte.

Am Schlusse des letzten dieser Feste, welches in einem Banket bestand, hatte das neuvermählte königliche Paar sich eben von der Tafel erhoben, um sich in die innern Gemächer des Palastes zurück zu ziehen. An der Seite des Königs schritt Katharine durch die glänzende Reihe der Frauen und Ritter, von welchen der große, wie von einem Lichtmeer strahlende Banketsaal angefüllt war, und mancher Laut der Bewunderung, den ihre fast überirdische Schönheit hervorrief, traf ihr Ohr, bevor sie am Arme des königlichen Gemahls ihr Kabinet erreichte. Nur unter dem Gefolge, welches Selde begleitete und zum größern Theil bald wieder in den Saal zurückkehrte, befanden sich zwei Männer, welche die Bewunderung der Menge nicht zu theilen schienen. Der Eine war ein Mann in den dreißiger Jahren; aber in seinem blassen, regelmäßigen Gesicht, welches von rabenschwarzen Locken umschattet war, und dessen Blässe von dem kleinen dunkeln Schnauz- und Zwickelbarte zur Weiße des Mar-mors gesteigert wurde, gab es Züge, welche schließen ließen, daß der Wurm der Leidenschaft an seinem Herzen nage. Der stehende Blick seines dunkeln, fast unheimlichen Auges hatte, so lange noch das königliche Paar im Saale anwesend gewesen, zuweilen mit einem höhnißchen, widrigen Ausdrucke auf demselben geruht.

Dieser Mann war des Königs erster Kämmerer, Lord Edward Derby. Er war der einzige Verwandte der unglücklichen Anna Boleyn, welcher, nach der Enthauptung derselben, den Hof des Königs nicht verlassen hatte, und noch das unbeschränkteste Vertrauen seines Gebieters besaß.

Der Andere, welcher an diesem Abende sich fast immer in der Nähe des Lords befand, war jünger an Jahren und von angenehmen, freundlichen Gesichtszügen, in welchen indes gewisse Merkmale eines leichtem, ungezügelm Lebens nicht zu verkennen waren. Dieser, wenig über fünfunds-zwanzig Jahre zählende junge Mann war der Baron Falkland, einer jener Kavaliere, welche, dem Ehrgeize huldigend, bei Hofe ihr Vermögen verschwenden, und sich endlich damit begnügen müssen, die zahlreiche Klasse Derer zu vermehren, die, ohne sonderlich scrupulös zu seyn, auf Kosten Anderer zu leben verstehen.

Nachdem der König sein Gefolge entlassen hatte, waren die genannten beiden Männer nicht in den Banketsaal zurückgekehrt, sondern hatten sich in eins der abgelegenen, von den übrigen Gästen wenig besuchten Leinwandgemächer begeben, wo sie vor der Hand sich vor jeder Störung gesichert halten durften. Denn daß sie allein und unbelauscht seyn wollten, ging daraus hervor, daß, nachdem sie sich von einem der königlichen Lakaien einen Krug edlen Burgunders hatten bringen lassen, sie nicht nur erklärten, sich selbst be-

dienen zu wollen, sondern, nach der Entfernung des Bedienten, auch noch das Gemach sorgfältig verriegelten.

„Ihr seid zu rasch, Mylord,“ sagte, nachdem Selde eine Zeitlang vertraulich geplaudert hatten, Baron Falkland. „Gnüt ihm für eiltliche Woche dieses weibliche Gerändel und Gefose; dann thut, was Euch beliebt. Und kann ich Euch dann dienen, so wißt Ihr, daß Ihr auf mich zählen könnt.“

„Nichts da, Falkland!“ versetzte der Lord mit mißbilligendem Kopfschütteln, indem er hastig einen Becher leerte. „Ihr wißt, was mich seit dem traurigen Ende meiner Verwandten, der unglücklichen Anna Boleyn, noch an diesen Hof fesselt. Es ist die Rache. Ich habe es geschworen, daß dieser Heinrich nie wieder an der Seite eines Weibes glücklich seyn soll. Und, beim Himmel! diese Katharine ist geschaffen, einen Mann glücklich zu machen! Darum darf keine Stunde ungenützt verstreichen. Und wenn Heinrich noch zehn Weiber freite, — so lange Lord Derby lebt, sollen sie Alle enden wie Anna Boleyn, die Schuldlose, geendet hat!“

„Wohlan denn,“ versetzte Jener, „wenn Ihrs durchaus nicht anders haben wollt, — mir ist's Recht. Vor allen Dingen aber, Mylord, sagt mir rund heraus: Erstens, was gibts bei dem Handel für mich zu gewinnen? Und, zweitens, welchen Plan habt Ihr ausgesonnen? Ihr wißt, ich muß klar sehen und meinen Vorthell kennen, wenn ich handeln soll.“

„Auf die erste Frage,“ entgegnete der Lord, „antworte ich Euch mit fünftausend Livres in Golde. Die Hälfte könnt Ihr morgen, den Rest, wenn Alles gethan, in Empfang nehmen.“

„Gut.“

„Und was meinen Plan betrifft, so ist das meine Sache. Nur wenn für Euch Gefahr im Spiele ist — und das könnte wohl kommen — werde ich für Eure Sicherheit sorgen.“

„Das will sagen? . . .“

„Wenn Ihr den Hof, vielleicht auch England verlassen müßt, so geht Ihr auf meine Güter, jenseits des Kanals.“

„Da kenne ich aber immer noch nicht Euren Plan. Doch ich will bei Euch eine Ausnahme gelten lassen . . . Sagt nun, was gibt es zunächst für mich zu thun?“ fragte, nach einer Pause, einwilligend der Baron.

„Eine Kleinigkeit. Hier sind die Conceptionen zu sechs Liebesbriefen. Die werdet Ihr zierlich abschreiben, mit Eurem Wappen versiegeln und mir morgen übergeben.“

Hiermit reichte der Lord seinem Gesellschafter einige Papiere, welche dieser flüchtig übersah und dann zu sich steckte:

„Ist das Alles?“

„Für heute, ja.“

Nachdem die beiden Männer noch eine Zeitlang geplaudert und dabei wacker dem Weine zugesprochen hatten, verließen sie das Gemach und schlenderten Arm in Arm dem Banketsaale zu.

Etwa drei Wochen war seit der Vermählung Katharinens verfloßen, ohne daß in ihrem Kreise sich etwas ereignet hatte, was das Glück, das sie an der Seite ihres königlichen Gemahls genoss, auch nur durch einen Schatten hätte trüben können. Gleichwohl konnte man in der letzten Zeit wahrnehmen, daß sie zuweilen auffallend nachdenklich

und sogar, wenn sie sich unbemerkt glaubte, von einer Stimmung beherrscht ward, die auf Krankheit oder geheimen Kummer schließen ließ. Und obgleich sie in Gegenwart Anderer, insbesondere des Königs, sich anstrengte, heiter und unbefangen zu erscheinen, so konnte es doch bald Niemanden entgehen, daß ihr Gemüthszustand kein glücklicher war. Nur gegen ihren Bruder, den Lord Thomas Howard, welchen der König zum Offizier der Leibtruppen ernannt und so dauernd an seine Person gefesselt hatte, war Katharine weniger zurückhaltend, ohne ihm jedoch die Ursache ihres Kummers zu entdecken.

Und was war es, das eine Frau, die den höchsten Gipfel irdischen Glückes erstiegen hatte, — eine Frau, die liebte und wieder geliebt ward, in so sichtbare Leiden zu versetzen im Stande war?

Vergebens suchten Viele aus der Umgebung Katharinens, welche im Geheimen sich diese Frage aufwarfen, eine Antwort dafür zu finden.

Nur Einer ahnte diese Antwort, wenn auch nicht ihrer ganzen Bedeutung nach. Und dieser Eine war der König.

Es war ein Hirngespinnst, ein Phantom — der unglückliche Glaube an eine unselige Prophezeiung, was den geheimen Leiden Katharinens zum Grunde lag. Sie fürchtete den unheilvollen fünfundzwanzigsten Tag nach ihrer Vermählung, diesen Tag des Verhängnisses, an welchem sie, um die Erfüllung jener Prophezeiung zu vereiteln, sich hätte sollen, einen Mann zu sehen, dessen Namen sie nicht kannte!

Aber war denn diese Aufgabe, welche den tödtlichen Zauber lösen sollte, unausführbar? wird man fragen. Stand es nicht in ihrer Macht, diesen verhängnißschweren Tag abgeschlossen von der Welt, für sich allein oder im Kreise ihrer Frauen zuzubringen?

Es stand dies in ihrer Macht, und doch fürchtete sie das Herannahen dieses Tages, wie man einen sichern grauenvollen Tod fürchtet.

Schon war der dreiundzwanzigste Tag erschienen. —

Am späten Abende des dreiundzwanzigsten Tages sah man in einem der hohen, gewölbten Bogengänge des Schlosses zu Windsor, woselbst der Hof sich gegenwärtig aufhielt, einen Mann dahin schreiten und vorsichtig sich denjenigen Gemächern nähern, welche von den Damen des Hofes bewohnt wurden. Obgleich die nur sehr schwache Beleuchtung des Ortes das Gesicht des Mannes den beobachtenden Blicken entzogen haben würde, so konnte man doch an Gestalt, Gang und Haltung den Kammerer des Königs, Lord Derby, nicht verkennen. An einem der Gemächer blieb der Lord stehen, blickte, wie um sich zu überzeugen, daß er von Niemand bemerkt worden, einige Sekunden lang forschend umher, und verschwand dann durch eine Thür, die auf sein leises Pochen sich geräuschlos geöffnet hatte.

Der Lord befand sich jetzt in einem kleinen, prachtvoll verzierten und von einer großen, an der Decke angebrachten Ampel erhellten Gemache einer Dame von mittleren Jahren gegenüber, deren vornehmeres Aeußere darauf schließen ließ, daß sie im Dienste der Gemahlin des Königs keine untergeordnete Stellung einnehme.

Diese Dame war die Gräfin von Devonshire, Oberhofmeisterin Katharine Howards.

Nachdem die Gräfin auf einem Divan Platz genommen hatte, ließ sich der Lord ihr gegenüber in einen Sessel nieder und sprach mit der ihm eigenthümlichen Nonchalance:

„Mylady, ich habe Euch um diese geheime Unterredung gebeten und Ihr habt sie mir bewilligt. Ich bin Euch dafür verbunden. Aber ich wünsche, Frau Gräfin, daß die Veranlassung meiner Bitte sich nicht minder Eurer Willfährigkeit erfreuen möchte.“

„Sobald ich diese Veranlassung kenne, Mylord, werde

ich Euch sagen, ob ich im Stande bin, Euren Wunsch zu erfüllen.“

„Wohlan, Mylady,“ nahm nach einer Pause der Lord wieder das Wort, „Ihr kennt mich zur Genüge, um zu wissen, wie ich gewohnt bin zu denken und zu handeln. Ich mache nicht viel Worte, sondern gehe kurz und ohne Umschweife auf das Ziel los.“

„Das ist jedenfalls sehr weise, denn man erspart Zeit damit,“ versetzte die Gräfin mit einem Anflug von Ironie.

Ohne auf die Worte der Dame zu achten, sprach der Lord mit zwar höflichem, aber entschiedenem Tone:

„Zunächst, Mylady, benachrichtige ich Euch, daß ich gewilligt bin, Euch morgenden Tages die Schuldverschreibung über 50,000 Livres zurück zu stellen, die ich an Eurem Gute Witchehouse zu fordern habe.“

„Wie soll ich das verstehen, Mylord?“ fragte, verwundert aufblickend, die Gräfin.

„Ganz einfach so: Ich händige Euch sogleich etliche Briefe ein, die ich Euch bitten werde, morgen früh in die Juwelen-Schatulle der Gemahlin des Königs zu legen, jedoch so, daß sie beim Öffnen der Schatulle nicht sogleich bemerkt werden können. Für diesen für mich wichtigen Dienst, Frau Gräfin, empfanget Ihr Eure Verschreibung zurück.“

Die Gräfin hatte bei diesen Worten sich erhoben, und den Sprechenden mit einem Blicke tiefer Entrüstung messend, rief sie jetzt:

„Wie? habe ich recht gehört?..“

„Ja, Mylady,“ sprach, die Falten seiner Manschetten ordnend, gleichgültig der Lord.

„Mir diesen Antrag?..“

„Wollt Ihr ihn nicht annehmen?“

Mit einer Bewegung, in welcher sich Stolz und Verachtung abspiegelten, kehrte die Gräfin dem Lord den Rücken, und stand im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als der Letztere ruhig an seinem Plaze bleibend, sie mit den Worten zurückhielt:

„Ich habe noch einen anderen Vorschlag, Mylady.“

„Ich will nichts mehr hören.“

„Auch nichts, Frau Gräfin, was Euren Sohn betrifft?“ fragte, in einem kleinen Portefeuille blätternd und ohne aufzusehen, der Lord.

„Von meinem Sohne?“

„Ja, Mylady, der die Truppen des Königs in Yorkshire kommandirt.“

„Was ist mit ihm?“ rief die Gräfin, sich wieder an ihren vorigen Plaz begebend, sichtbar beunruhigt.

„Nichts weiter,“ versetzte, einen Brief aus seinem Portefeuille nehmend, nachlässig der Lord, „als daß er wahrscheinlich morgen gehängt werden wird, wenn ich mir die Mühe nehme, noch heute dem Könige dieses Schreiben zuzustellen.“

Die Dame war wie vom Bliz getroffen. Sie schien sprechen zu wollen, war jedoch außer Stande, einen Laut hervorzubringen. Ohne auf sie zu achten, fuhr der Lord in seiner Rede fort:

„Dieser Brief, von der Hand des Herrn Grafen von Devonshire, besagt, daß der Graf mit dem Feinde Englands in ziemlich unpariösischen Unterhandlungen steht — das will sagen, daß er auf dem besten Wege ist, sich eines abscheulichen Hochverraths schuldig zu machen, wenn man dem nicht bald zuvorkommt.“

Es war der Gräfin unterdeß gelungen, einige Fassung zu erlangen, und mit einem Tone, der nichts von ihrem früheren Hochmuth verrieth, wandte sie sich an den Lord:

„Gestattet mir einen Blick in diesen Brief, Mylord.“

„Recht gern.“

Hiermit entfaltete der Lord das Schreiben und hielt es, ohne es indeß aus der Hand zu lassen, der Gräfin hin.

Während die Letztere den Brief las, konnte man an dem

häufigen Wechsel ihrer Gesichtsfarbe den tödlichen Eindruck wahrnehmen, den dasselbe auf sie machte. Als sie zu Ende gelesen hatte, saß sie eine geraume Zeit, sprachlos vor sich hinstarrend, gleich einer Bildsäule, da. Endlich richtete sie mit tonloser, fast gebrochener Stimme die Frage an den Lord:

„Was gedenket Ihr mit diesem unseligen Briefe anzufangen?“

„Ihn entweder noch heute dem Könige vorzulegen, oder morgen ihn mit der genannten Verschreibung Euch zu übergeben — versteht sich, sobald Ihr so gütig gewesen seid, Mylady, meine Bitte wegen der Briefe zu erfüllen.“

Die Gräfin schien einen Augenblick mit einem schweren Entschluß zu kämpfen. Dann sprach sie kalt und entschieden: „Gebt mir Eure Briefe.“

Der Lord nahm sechs kleine, zierlich gefaltete Briefe aus seinem Portefeuille und reichte sie der Gräfin. Darauf erhob er sich und war eben im Begriff, sich zu entfernen, als die Gräfin einen Schritt auf ihn zutrat und mit ernstem, beschwörendem Tone bedeutungsvoll die Worte an ihn richtete:

„Lord Derby, was hat Katharine Howard Euch gethan?“

„Was, Mylady,“ versetzte mit schneidender Kälte der Lord, „hat Anna Bolay, die schuldlos Gemordete, ihrem königlichen Gemahl gethan?“

Hiermit verneigte er sich stumm und verließ das Gemach. — (Fortsetzung folgt.)

## Obstbau.

(Fortsetzung.)

In China, dem bevölkersten Lande der Welt, sind bereits alle Weiber und Flüsse eben so mit Wohnungen übersät, wie das flache Land; auf ihnen ziehen ganze Fischervölker in Fahrzeugen einher, ohne festen Grund zu besitzen oder zu erstehen; hinter ihren Schiffen, welche zahlreiche Dorfschaften bilden, schwimmen kleine Gärten, mit Gemüsen und allerlei Gewächsen bepflanzt, einher; neben diesem schwimmenden Felde werden Schweine und Enten aufgezogen; denn das Land reicht schon seit vielen Jahrhunderten nicht mehr aus zur Ernährung der dichten Bevölkerung; es zwingt also die Noth, darauf zu sinnen, wie man von den Gewässern den meisten Vortheil ziehen könne. Werden nicht auch unsere spätern Nachkommen einstens auf dem Raume ihres Erdenbesizes nicht mehr genug Nahrung finden; oder hofft man inzwischen auf Verminderung der anwachsenden Menschenzahl durch Krieg und Pest? — Wir können uns mit dieser traurigen Vertröstung nicht befriedigen, denn die fortschreitende Civilisation bringt nicht mehr die kriegerischen Zeiten Attilas, und gegen Seuchen haben wir eine Sanitätspolizei, wie sie die Vorzeit nicht kannte.

Es wird sich also — Gott gebe es in der allerfernsten Zeit, aber doch einmal ganz gewiß — auch Deutschland, wie schon jetzt China, überbevölkert finden und neuer Nahrungsquellen bedürftig sehn; und gleich wie wir dormal die früher ganz unbekante und dann lange verachtete Kartoffel bauen und in allerlei Formen als Speise genießen, so werden einst auch unsere Nachkommen im Obstbau einen jetzt noch zu wenig erkannten und beachteten Werth finden. Bei ihm werden sie sodann Zuflucht suchen, indem sie auch den Luft Raum in Besitz nehmen. — Und da werden neue Nahrungsquellen für die tausendfach vermehrten Geschlechter sich öffnen und aufblühen in Ueberfluß — wie eine Wolke in Millionen Regentropfen; die Völker werden ihre Bitten emporschicken zu Gott um Segen für die Früchte auf der Erde und über der Erde!

Denke über diese kurzen Andeutungen nur selbst weiter

nach, verständiger Leser! während wir noch den Einwurf beseitigen, daß unser Klima nicht in allen Gegenden zur Obstbaumzucht geeignet sei, was mit vielen bereits gemachten und mißlungenen Versuchen belegt werden will.

Den aufmerkamen Beobachter werden aber gar bald die zahlreichen verschiedenen wilden Obstbäume, die allenthalben angetroffen werden, überzeugen, daß die Schuld jener mißlungenen Versuche weder in dem Himmelsstriche und seiner gewöhnlichen Bitterung (Klima), noch in dem Boden zu suchen sei; denn es wird Niemand so leicht in Abrede stellen wollen, daß, wo ein wilder Obstbaum gedeihet und Früchte trägt, nicht auch ein veredelter Baum derselben Gattung freudig wachsen und Früchte tragen könne. Wenn gleich nicht geläugnet wird, daß Tafelobst (hat man's mit allen Sorten schon probirt?) aus Bitterungs- und anderen dergleichen Ursachen nicht in jeder Gegend und in jedem Boden fortkommt, oder wenigstens nicht eben so schmackhaft als in anderen wird, so gibt es ja der geringen Obstgattungen eine hinlängliche Menge, die sich mit einem rauhern Himmelsstriche und einem schlechtern Boden zufrieden stellen, als sogenanntes landwirthschaftliches Obst trefflich gebraucht werden können, und sicher doch einen größern Nutzen bringen müssen, als wilde Holzäpfel, Birnen oder Schlehen.

Es muß die Ursache in etwas Andern gesucht werden, und wir finden sie, bei ein wenig Ueberlegung, in der Unkenntniß der Obstsorten, wie sie sich ihrer Natur nach für die verschiedenen Deritlichkeiten schicken; in unrichtiger Auswahl der jeder Obstgattung eigenthümlichen Erdart; in zweckwidriger Behandlung der jungen Pflänzlinge von ihrer Aussaat an bis zu ihrer Verpflanzung; in dem fehlerhaften Verfahren beim Versetzen derselben an den Standort, wo sie für immer verbleiben sollen; in der nachlässigen, und unverständigen Pflege und Wartung derselben nach vollendeter Verpflanzung, bis zur Zeit ihrer Tragbarkeit, und selbst während derselben u. s. w.

Ueber die Richtigkeit dieser Ansicht sind dormal alle verständigen Landwirthe und Obstzüchter vollkommen einig; auch legen bereits viele, von Natur etwas flehmütterlich bedachte Gegenden ihr langjähriges Vorurtheil ab und pflanzen freisäweg Obstbäume, ohne weiteres Bedenken. So meldet uns eine so eben einkaufende Zuschrift aus dem Canton Appenzel in der Schweiz: „Anstatt sich wie früher nur mit der Pflege der Wiesen und des Viehes zu begnügen, sucht sich nun der appenzelische Landwirth auch in andern Zweigen der Landwirthschaft, in der Obstbaumzucht vorzüglich, zu vervollkommen, und es ist beinahe unglücklich, wie viel in diesem Fache im letzten Jahrzehnt in unserem Lande geschehen ist. An den Stellen, wo kahle Wiesen den Fremden ein nicht gar löbliches Bild von Nothheit zeigten, erheben sich nun bei uns allmählig Obstbaumwäldchen, und schon jetzt gibt es Jahrgänge, in welchen für Obst Geld ins Land gebracht wurde, anstatt daß früher alles dieses Geld aus dem Lande für Obst aus den Cantonen Thurgau und St. Gallen gebracht werden mußte.“

Der Wohlstand in der Schweiz ist eine bekannte Thatsache, und Jedermann kennt die reinliche Wohnlichkeit schweizerischer Bauernhäuser, minder wird aber von dem großen Reichthume gesprochen, der in den bedeutendern Städten des Schweizlandes aufgehäuft ist und sich in den Händen des dortigen Handelsstandes befindet. Gräfin Hahn-Hahn in ihrem Buche: „die Kinder auf dem Abendberge“ spricht von 80 Millionen, die in Basel angesiedelt sind, und von 200 andern Millionenbesitzern, welche in dem gehäbigen Genf ihren Sitz haben. Christoph Varian in Basel allein hat 37 Millionen im Vermögen.

Das gehört jedoch hier nicht zur Sache. Die Schweizer sind ein rühriges, braves Volk, und bezüglich auf Obstbaumzucht mögen sich nur an den müthigen Appenzellern

auch solche Gegenden ein Beispiel nehmen, die sich noch immer zur Obstbaumplantzung klimatisch für zu wenig begünstigt halten; es wird auch unsere Aufgabe in den nächsten Blättern seyn, das Emporkommen einer allgemeinen gedeihlichen Obstbaumzucht auch in kältern Ländern durch zweckmäßige Anleitungen zu unterstützen, so wie überhaupt diesem gewinnreichen Kultur- und Industriezweig einen vollständigen Unterricht zu widmen. (Fortf. folgt.)

### Unterredung des Kanonier Dehlhaffen \*) mit Sr. Majestät dem König von Württemberg.

Ich kann nicht umhin, vielleicht eines der wichtigsten Ereignisse meines Lebens der Öffentlichkeit zu übergeben. Verflissenen Sonntag wurde ich zum König beschieden — eine bis jetzt gewiß unerhörte Thatsache, daß ein Rekrut sich solcher Gnade (?) zu erfreuen hatte. Nachdem der König sich nach meinen Familienverhältnissen erkundigt hatte, fragte er mich, ob — und wo — und mit wem ich den Abend vorher außer der Kaserne zugebracht habe. Ich sagte ihm, daß ich in Gesellschaft mehrerer Freunde, worunter auch der Abgeordnete Forster von Gmünd sich befunden, im Stern mehrere Stunden verweilte.

König: Was haben Sie da gesprochen?

Dehlhaffen: Es ist schwer, Wirthshausgespräche im Detail wiederzugeben. Uebrigens haben wir auch von den neuesten Kammerbeschlüssen gesprochen, und Forster sagte uns, es seien dieser Tage Beschlüsse von höchstem Interesse für die Soldaten gefaßt worden, deren sich ohne Zweifel auch die Versammlung in Reutlingen annehmen werde. — Ich stellte den Antrag an meine Kameraden, diese Versammlung mit einer Deputation zu beschicken.

König: Was thaten Sie weiter?

Dehlhaffen: Ich brachte diesen Morgen eine Bitte, an das Compagnie-Commando gerichtet, zu Papier, des Inhalts, daß einer zum besagten Zweck gewählten Deputation Urlaub über die Dauer der Reutlinger Versammlung gewährt werde.

König: Ist das militärisch? Ist das nicht Meuterei?

Dehlhaffen: Ich kann hierin kein militärisches Vergehen finden. Wir haben auf dem Dienstwege eine Bitte an die zuständigen Vorgesetzten gerichtet und wir glaubten hier im vollen Recht gewesen zu seyn.

König: Hören Sie, junger Mann, wollen Sie Ihr Vaterland in ein Unglück stürzen helfen, wie Baden? Wollen Sie die armen Teufel, Ihre Kameraden, aufwiegeln, daß bei uns Zustände eintreten, wie in unserem Nachbarlande, wo Communismus (?), Raub und Plünderung (??) herrscht und Niemand mehr seines Lebens und Eigenthums sicher ist (??).

Dehlhaffen: Ich glaube nicht, daß die Badener sich unglücklich fühlen.

König: Der Landesfürst mußte entfliehen.

Dehlhaffen: Der Großherzog ist freiwillig fort.

König: Lieben Sie denn Ihr Vaterland? Nun dann können Sie das auch nicht wollen.

Dehlhaffen: Majestät, erwidere ich hier, wenn mich je etwas zu begeistern und zu erheben im Stande war, so war es der Gedanke an mein Vaterland. Ich möchte es glücklich sehen, möchte Alle glücklich wissen, die in ihm wohnen, und die Mittel, welche ich hiezu anwandte, glaube ich stets vor mir und der Welt rechtfertigen zu können.

König: Was wollten Sie aber eigentlich mit dieser Deputation? Sehen Sie, durch solche Dinge wird der Gehorsam im Militär aufgelöst, alle Bande werden zerrissen, und was kommt dann am Ende heraus?

\*) Später Mitglied der Reutlinger Deputation.

Dehlhaffen: Majestät, wir verlangten, daß der Soldat außer Dienst so frei sei, wie seine Brüder im Bürgerstande, daß derselbe nicht in jeder Bildung zurückbleibe. Ich weiß gar wohl, daß das Militär ohne Gehorsam nicht bestehen kann, und Kameraden und Vorgesetzte werden mir nirgends Ungehorsam nachweisen können, im Gegentheil werden die ersten gestehen müssen, daß ich sie stets ermahnte den strengsten Gehorsam zu beobachten. Wir verlangten aber die Aufrechterhaltung der neuesten Kammerbeschlüsse in Beziehung auf das Militär und deren alsbaldige Einführung in's Leben; wir wollen das Petitions-, das Versammlungsrecht und das Recht der freien Presse.

König: Sie können ja bitten durch Ihre Vorgesetzten und bei jeder Revue bei mir.

Dehlhaffen: Ja wohl, aber die Bitte des Einzelnen verschallt oft, während die Bitte einer Gesamtheit immer mehr Nachdruck hat.

König: Das ist aber ein moralischer Zwang.

Dehlhaffen: Nach diesen Grundsätzen wäre die Kirche und Staatsform ein moralischer Zwang.

König: Glauben Sie mir dem Forster \*) Nichts, er sucht junge Leute von einem lebendigen Geiste zu verführen und läuft bereits seit 5 Monaten solchen Geschichten nach und läßt dabei Geschäft und Alles im Stiche.

Dehlhaffen: Ich kenne Forster auch, allein ich glaube, er wirkt nur im ehrlichsten, offensten Sinne — er ermahnte uns sogar, nur auf dem Wege der Besetzlichkeit zu handeln.

Der König fragte mich hernach mit der größtmöglichen Leutseligkeit, ob ich denn nicht gerne Soldat sei? Natürlich sagte ich nicht „Ja“, wenn ich mich gleich an einer dem Vaterlande nützlichen Stelle sah.

König: Nun, dann beurlaube ich Sie ohne Weiteres von der Stunde an.

Sesagt, gethan. Als ich nach Hause kam, empfing mich der Befehl, mich sogleich in Civil zu kleiden und meine Uniformstücke abzulegen — und in einer halben Stunde war ich frei.

Sortloß, ich darf jetzt sagen, das Pfund, das du mir gegeben, statte ich mit zehnfachen Zinsen wieder zurück. Ich habe aus der Sklaverei des Soldatenlebens heraus mein feeses Herz gerettet und gar viele Andere mitgenommen.

Gustav Dehlhaffen, beurlaubter Kanonier.

\*) Forster, ein reicher Fabrikant von Gmünd, einer der tüchtigsten, aufopferndsten Demokraten Württembergs.

### Maritäten Kästlein.

Ein reicher Gastgeber bemerkte unter seiner Tischgesellschaft einige Müßige, welche von den Aufwärtern sehr mangelhaft bedient wurden. „Johann!“ rief er einem derselben zu, „bemerkt Du nicht, daß einige Subjekte brodblos geworden sind?“

In einer Gesellschaft stritt man sich darüber, welche Unterhaltung die langweiligste sei. Einige meinten, die Liebesgeschichten, Andere das Kartenspiel &c. — „Das ist Alles noch Nichts gegen das Traumerzählen einer alten Dame, die ich kenne,“ meinte ein junger Mann, „denn diese erzählt einen Traum so lange, bis sie einen neuen erlebt hat.“

### Logogryph.

Von vorn ist's schwarz, von hinten naß —

Sag' lieber Leser, was ist das? —

Auflösung des Logogryphs in Nr. 44:

R i p p e. G r i p p e.